

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

2.11.1919 (No. 44)



Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 44

Karlsruhe, Sonntag, 2. November

1919

Inhalt: Psychische Berufseignung. Von Dr. A. Argelander. — Ein Gedicht. Von Albert Hausenstein, München. — Das neue Gedicht. Von Wolf Gustaf Paebler. — Die Wetterin. Erzählung von Ella Mensch (Berlin).

Psychische Berufseignung.

Von Dr. A. Argelander.

Die exakte Psychologie nahm ihren Ausgang von der Untersuchung der einfachsten psychischen Funktionen. Indem sie festzustellen suchte, welcher Art unsere Sinnesempfindlichkeit ist, wie wir auf äußere Eindrücke reagieren und sie zu Vorstellungen und Erinnerungen verarbeiten, gelangte sie von der Darstellung einfacher Vorgänge zu immer komplizierteren Formen des psychischen Lebens. Allmählich abstrahierte indessen die psychologische Wissenschaft mehr und mehr von den empirischen Unterlagen und ging zu rein theoretischen Berechnungen des Gesetzmäßigen in den beobachteten Erscheinungen über. Der Zusammenhang mit andern Wissensgebieten wurde erst wieder durch die umfangreichen Studien Wilhelm Wundts über Völkerpsychologie hergestellt, ihre Bedeutung wurde jedoch übertroffen durch eine andere Richtung, die den Boden der exakten Forschung verließ und als angewandte Psychologie zu bezeichnen ist. Neben Untersuchungen über die Bewertung krimineller Auslagen, sowie auf dem Gebiet der Psychiatrie ist allerdings in größerem Umfang eine Methodik bisher nur im Bereich der Pädagogik geschaffen worden. Aber auch hier blieb die Aufgabe meist auf die Festlegung von Vorstellungs- und Lernregeln beschränkt in der Befürchtung, beim Uebergang zu komplexeren Funktionen leicht die wissenschaftliche Grundlage zu verlieren. So kam es, daß in Deutschland eine Unmenge Material über experimentell-psychologische Versuche auf pädagogischem Gebiet zusammengetragen wurde, ohne daß man jedoch daran ging, die Ergebnisse der Praxis nutzbar zu machen. Dies zu tun blieb dem amerikanischen Wirtschaftsleben vorbehalten, das vor allem durch die Arbeiten Hugo Münsterbergs seine psychologische Durchdringung erfährt. Dort wurden zum ersten Male die Resultate psychologischer Forschung zur Berufsberatung verwertet, sowohl im Anschluß an experimentelle Untersuchungen an Schülern, als auch bei erwachsenen Menschen, die sich einem bestimmten Berufe zuwenden wollen.

Wenn man an Hand von Umfragen die Gründe betrachtet, die die einzelnen Menschen diesem oder jenem Berufe zugeführt haben, so macht man immer wieder die Erfahrung, daß vorwiegend wirtschaftliche oder gesellschaftliche Rücksichten entscheidend waren. Auch in den wenigen Fällen, wo es dem Betreffenden völlig freistand, einen Beruf nach seiner Neigung zu ergreifen, ist noch nicht gesagt, daß die selbstgewählte Tätigkeit auch tatsächlich den vorhandenen Fähigkeiten entsprach. Die Folge ist ein früherer oder späterer Berufswechsel, der für die Produktivität des Wirtschaftslebens nicht weniger nachteilig ist als für das Berufsglück des Einzelnen. Gelingt es aber dem Betreffenden nicht, einen andern Beruf zu ergreifen, so quält er sich sein ganzes Leben hindurch in einer Tätigkeit ab, die ihm keine Freude macht und ihm viel zu schwer fällt, da sie Ansprüche an ihn stellt, denen er seiner Veranlagung nach nicht gewachsen ist, während vielleicht seine besten Fähigkeiten ungenutzt brachliegen. Die Ursache dieser so zahlreichen Fehlgriffe liegt darin, daß bisher der Zusammenhang von psychischer und physischer Veranlagung viel zu wenig berücksichtigt worden ist. Wenn auch nach Wundt Physisches und Psychisches als unvergleichbare Eigenschaften des einheitlich gegebenen psychophysischen Individuums jedes nach den in ihm selbst zum Ausdruck kommenden Gesetzen der Verbindung der Elemente zu beurteilen ist, so bleibt das „Gesetz des psychophysischen Parallelismus“ doch in dem Sinne bestehen, daß es keinen psychischen Vorgang gibt, von dem einfachen Empfindungs- und Gefühlselementen an bis hinauf zu den verwickeltesten Gedankenprozessen, dem nicht physische Vorgänge parallel gingen. Deshalb ist auch die Eignung zu verschiedenen Berufen auf Grund psychischer Qualitäten nicht nur graduell unterschieden, was bloß einen Unterschied in der Intelligenz bedeuten würde, sondern es ist gerade diese qualitative Verschiedenheit bei der Berufswahl in Rechnung zu setzen.

Der Zweck der psychologischen Berufsberatung ist nun ein doppelter und läßt sich an folgenden beiden Fällen veranschaulichen. Entweder der Mensch X fühlt Neigung zu einem bestimmten Beruf, sei es, daß er sich für besonders dazu geeignet

hält, sei es, daß wirtschaftliche oder gesellschaftliche Möglichkeiten ihm ihn aussichtsreich erscheinen lassen. Dann soll durch die psychologische Untersuchung festgestellt werden, ob die betreffende Persönlichkeit tatsächlich diejenigen Qualitäten besitzt, die eine beste Arbeitsleistung erwarten lassen. Es ist dies also eine negative Auslese, die eventuell die Ungeeignetheit des X für den von ihm erwählten Beruf feststellt. Die Antwort auf die Entscheidungsfrage, wie Lipmann dieses Problem der Auswahl geeigneter Menschen für einen bestimmten Beruf nennt, kommt also in erster Linie dem Arbeitgeber oder, von einem etwas weiteren Gesichtspunkte gesehen: der Volkswirtschaft zugute. Dagegen geht die Bestimmungsfrage, das zweite Problem, das sich mit der Auswahl geeigneter Berufe für einen bestimmten Menschen beschäftigt, mehr vom Interesse des Arbeitnehmers, das letzten Endes aber auch wieder das der Allgemeinheit ist, aus. Indem nämlich in positiver Weise die vorhandenen Fähigkeiten und der Grad ihres Vorhandenseins festgestellt werden, kann dem Menschen X unter den zahlreichen für ihn in Betracht kommenden Berufsarten, das sind alle diejenigen, die nicht nach der erst erwähnten Untersuchung auf Grund entsprechender Mängel von vornherein für ihn ausscheiden, diejenigen ausgesucht werden, in der er seine individuellen Anlagen am besten zu verwerten vermag.

Die Art der Beurteilung ist für die beiden Probleme eine verschiedene. Für die negative Auslese kommt vor allem das Experiment in Frage, allerdings nicht etwa durch Nachahmung des Arbeitsprozesses, für dessen Eignung die Versuchsperson geprüft werden soll, denn dann könnte man die bisherige Methode der Auslese in der praktischen Betriebsarbeit ja beibehalten, sondern indem man diejenigen intellektuellen und gefühlsmäßigen Eigenschaften prüft, die für den betreffenden Arbeitsprozeß von Bedeutung sind. So werden beispielsweise Trambahnfahrer nach den bekannten Versuchen auf Geistesgegenwart und schnelles Reaktionsvermögen untersucht. Ein weniger geläufiger Versuch dürfte der bei Schauspieler zur Anwendung kommende sein. Dem Schauspieler muß es möglich sein, sich dem Charakter seiner Rolle entsprechend in jede gewünschte Stimmung versetzen zu können. Ein Hilfsmittel, das sich gerade auf die psychophysische Einheit stützt, besteht in einer Art von Autoinjektion, in dem der Darsteller durch Anwendung der äußeren Ausdrucksmittel, die den entsprechenden Seelenzustand begleiten, wie Bewegung der Arme und der Gesichtsmuskeln, sich in die gewünschte Stimmung hineinschleiert. Wer diese Fähigkeit nicht besitzt, dürfte wohl wenig Anlage zum Charakterdarsteller besitzen. Die positive Seite der Berufseignungsprüfung kann dagegen durch das Experiment nur wenig gefördert werden, da jede Veranlagung auf außerordentlich komplizierten psychischen Funktionen beruht und ein sicheres Urteil nur auf Grund eingehender Kenntnis der betreffenden Persönlichkeit gewonnen werden kann. Hier liegt die eigentliche Aufgabe der Berufsberatung, die am zweckmäßigsten im Anschluß an die Schulzeit zu erfolgen hätte. Natürlich darf der Lehrer sein Urteil nicht nach den Klassenleistungen abgeben, sondern muß zu dieser entscheidenden Frage viel psychologisches Verständnis und persönliches Interesse mitbringen. In Deutschland ist diese Seite der Pädagogik bisher noch wenig ausgebaut worden, weiter vorgeschritten ist man in Amerika, wo neben dem Gutachten der Lehrer die Beantwortung eines Fragebogens durch den Schüler selbst dem Ratsschlage zugrunde gelegt wird. Allzuviel Gewicht darf man indessen auf diese Art der Selbstbeurteilung wohl nicht legen, da es jungen Leuten naturgemäß an der richtigen Selbsterkenntnis fehlt. Auch wo man bei der Beurteilung älterer Leute, die man nicht längere Zeit hindurch beobachten kann, hauptsächlich auf das Fragebogensystem angewiesen ist, ist stets der Faktor der Selbsttäuschung und der Beeinflussung durch äußere Momente zu berücksichtigen, und es scheint daher ratsam zu sein, wie es in anderen Fällen geschieht, den Betreffenden um Vorbringen von Urteilen seiner nächsten Umgebung zu ersuchen.

Gerade die Berufsberatung erwachsener Menschen spielt in der gegenwärtigen Zeit eine sehr bedeutende Rolle, bei den zahlreichen Fällen von Berufswechsel, die der Ausgang des Krieges veranlaßt hat. Nicht nur ist es unsere Pflicht, diesen Menschen einen Ersatz für den verlorenen Beruf in einer Existenz zu geben, die ihnen Befriedigung gewährt, weil sie ihren individuellen Anlagen entspricht, sondern auch im Interesse unserer Volkswirtschaft ist es gelegen, daß keine Verschwendung mit Arbeitskräften betrieben werde, sondern jede Leistung da verwertet werde, wo sie den größten Effekt hervorbringen im Stande ist. Von diesem Gesichtspunkt aus kommen wir zu einem Gebiet, wo die

psychologische Eignungsprüfung noch fast gar keine Anwendung gefunden hat, dem der industriellen Arbeit. Auch die Fabrikarbeit ist in ihren verschiedenen Gewerbezweigen so differenziert, daß die Ansprüche, die sie an psychische Qualitäten des Arbeiters stellt, weit von einander abweichen. Näher auf diese Zusammenhänge einzugehen ist hier nicht der Ort. Soviel aber steht jedenfalls fest, daß es in unserer augenblicklichen Wirtschaftslage, die einerseits die produktivste Ausnutzung jeder vorhandenen Arbeitskraft erfordert und andererseits dem berechtigten Verlangen des Arbeiters nach Erleichterung der Arbeitsleistung, derart, daß er ein persönlicheres Verhältnis zu seiner Arbeit gewinnt, Rechnung zu tragen bestrebt ist, unumgänglich ist, den „rechten Mann an den rechten Platz“ zu stellen, d. h. an den Platz, an dem er seiner geistigen und körperlichen Veranlagung entsprechend die höchste Leistung hervorbringen kann.

Alt-Eggenstein.

Von Albert Hausenstein, Mühlheim.

I.

Zu den ältesten Orten rings um die badische Residenz muß Eggenstein gezählt werden. Es ist vielleicht die zu allererst bewohnte Stelle in der Umgebung von Karlsruhe, was einige spärliche Funde, die Ingenieur Bonnet 1897 machte, dartun.

Dieser um die Altertumskunde unserer badischen Heimat hochverdiente, leider allzufrüh von uns geschiedene Mann förderte nämlich im genannten Jahre aus den Lehmgruben westlich von Eggenstein Scherben und Hirschknöchel zutage, die von sachkundiger Seite als aus der sog. Steinzeit stammend angesprochen werden. Mag dem aber sein, wie ihm wolle: jedenfalls zeugen diese dürftigen Fundstücke von einer außerordentlich frühen Besiedelung der Gegend nördlich von Karlsruhe.

Für die Annahme, daß die Römer und späterhin die Franken auf Eggensteiner Gemarkung bereits sesshaft waren, haben wir zwar bis heute keine Belege, weder Ausgrabungen noch sonstige Funde, wie z. B. bei Daxlanden, Blankenloch, Binkenheim und sonst noch mehrfach im Kreise Karlsruhe; immerhin dürften wir aber nicht allzusehr irren, wenn wir in dem Namen des Dorfes selbst einen Hinweis auf eine Kastell- oder Burganlage jener Zeit erblicken. So mag denn auch Eggenstein seine Burg gehabt haben, wie seine Namensklärung als „Stein (= Burg) des Ego“ besagt. Außerdem lag in unmittelbarer Nähe des Dorfes, gerade an der Fundstelle Bonnets, am Rheinufer, das uralte Römerdorf Freckanstatt, von dem nur noch der Name die Jahrhunderte überbauert hat und dessen Spur in dem sog. „Altstättel Feld“ noch übrig ist. Im 12. Jahrhundert war es mit Sicherheit noch vorhanden und hieß damals Freckst, unter welchem Namen es mit Eggenstein, Binkenheim und Antelingen zusammen im alten Codex von Vorsch einigemale vorkommt.

Gerade diese Urkunden der hessischen Abtei Lorsch (Laurissa), eines ehemals hochberühmten Klosters, das die Gräber Ludwigs des Deutschen und des aus der Nibelungen Sage bekannten Helden Siegfried birgt und dessen Entstehung mit der Nibelungenkönigin Ute in Zusammenhang gebracht wird, enthalten aber auch zum ersten Male den Namen unseres Dorfes Eggenstein. Das betreffende Urkundenbuch meldet uns nämlich aus dem Jahre 765 (Cod. Lauresham. II. 179), daß ein gewisser Harbo und dessen Ehefrau Rutlind, „was sie in Eckenstein besaßen“, dem Kloster vermacht hätten, und im dritten Bande wird sogar der genaue Wortlaut der Urkunde angeführt: „Die Schenkung des Harbo in Eckenstein betreffend. Im Namen Christi schenke ich, Harbo, und meine Gattin Rutlind an den Jden des Juni, im 14. Regierungsjahre des Königs Pippin an den heiligen Nazarius unseren Besitz im Dorfe Eckenstein im Uffgau“. Da nun der Frankenkönig Pippin die Herrschaft 751 antrat, so geschah demnach diese Schenkung am 13. Juni des Jahres 765.

Während der Regierung Karls des Großen bekommt das Kloster Lorsch noch eine zweite umfangreiche Stiftung in Eggenstein; denn wir lesen im zweiten Bande des Codex Laureshamensis unter dem Jahre 788: „Die Schenkung des Autgarius zu Eckenstein betreffend. In Christi Namen schenke ich, Autgart, dem heiligen Nazarius meine auf der Eckensteiner Gemarkung gelegenen Hufen, Wiesen, Wälder, Weiber usw., zwei Tage vor den Jden des September, im 18. Regierungsjahre des Königs Karl.“ Der heilige Nazarius, der hier immer wieder als Empfänger der Schenkungen namhaft gemacht ist, ist der Schutzheilige der Abtei Lorsch, deren Handschriften ja auch durchweg als diesem Heiligen „gehörend“ bezeichnet sind.

Abgesehen von einigen Ereignissen auf ärztlichem Gebiete, die weiter unten im Zusammenhang dargestellt werden sollen, hören wir von Eggenstein erst wieder im Jahre 1260, wo es in einer päpstlichen Bestätigungsbulle Urbans IV. unter den Besitzungen des Benediktinerklosters Gottesau an erster Stelle genannt wird. Es wird in dieser Urkunde von einem Dorfe gesprochen, „das man gemeinlich Eckenstein“ nennt.

Das 13. und die folgenden Jahrhunderte sind überhaupt reich an urkundlichen Belegen über das Dorf Eggenstein. So bricht

1260 zwischen dem Landesherrn, dem Markgrafen Rudolf I. von Baden, und dem Abte Berthold von Gottesau ein Zwist aus über die Rechte an dem auf der Eggensteiner Mark errichteten Dorfe Neureut. Insbesondere will auch der Abt nicht dulden, daß Rudolf in Eggenstein eine Mühle erbaue. Man einigt sich schließlich aber dahin, daß von den Mönchen zwar kein Einspruch gegen den Neubau der Mühle an sich erhoben wird; aber sie darf dem Kloster auf keinen Fall Eintrag tun. Der Schiedspruch, welcher unter Mitwirkung des Ritters Siegfried von Rippurr zustande kommt, wird von den streitenden Parteien besiegelt. Auch der Historiker Schöpslin erwähnt dieses Vorkommnisses.

Derselbe Fürst, Rudolf I., der lange Jahre mit Rudolf von Habsburg auf nicht gerade freundschaftlichem Fuße stand, übertrug am 4. Oktober 1275 dem Kloster Gottesau die Vogtei über das Dorf Eggenstein, welches den Benediktinern ja an und für sich schon längst gehört hatte. Das Dorf soll ihm aber jährlich „von dem rechte der precarien“ 12 Pfund Heller und alljährlich nach Schloß Mühlberg 8 Maller Weizen abliefern; „auch sol jegliches huf der vorgeannten dörfer (Mühlheim und Eggenstein) während in dem jar buerre geben“. Streng anbefohlen wird den Leuten des Markgrafen, „daß keiner sich zuch in die vorgeschriben dörffer“, d. h., daß niemand von dem Markgräflichen in den beiden Orten Wohnung nehme.

Im Jahre 1294 ist in einer Urkunde des Karlsruher General-Landesarchivs die Rede von der Gemeinde des Dorfes Eckenstein („univeritas ville in Eckenstein“), als Johann, Dekan der Trinitätskirche zu Speyer, zwischen dem Kloster Maulbronn einerseits und Kloster Gottesau und Gemeinde Eggenstein andererseits als Schiedsrichter in einer Streitfrage seines Amtes walte und sein Entscheid Rudolfs II. Billigung findet.

Im folgenden Jahrhundert, 1396, gibt der Rhein Stoff zu langwierigen Verhandlungen ab. Dieses Mal tritt Gottesau mit der Propst Hört. Wenn nämlich ein „Altrhein“ entliehe zwischen Pforz und Winden, „das irwedder stude desselben Altrheins es sin Beg, Hegen oder Grund oder Keche und alle Rug, das die gemeyn sollen ihn halb des vorgeannten Abts und sinz Klosters. Und das ander halb teil des vorgeannten Probstes zu Herd und sinz Klosters ohne alle Geuerde“. Die „Gemeind des Dorfs zu Eckenstein“ beteiligt sich gleichfalls an den Verhandlungen, weil es im Bereich des Altrheins lag.

Am 14. Juli 1362 kauft Abt Johann von Maulbronn „seinen Hof, genannt Schröck (das heutige Leopoldshafen) auf der Hardt mit allen zugehörigen Gütern“, ausgenommen den großen und kleinen Zehnten und alle Zinsen und Wälten zu Eggenstein, Binkenheim und Pochstetten, mit dem Markgrafen Rudolf VI. um einen Morgen Wiesengrunde auf Weigheimer Gemarkung ein. Ueber diesen Lauch ward eine Urkunde aufgenommen.

Gemäß einer Urkunde vom 11. Februar 1373 hat Rechtsobst von Spanheim, Markgräfin von Baden, in dem Dorfe „Eckenstein“ 25 Pfund Pfenniggeldes von der Vete, 8 Maller Beierform und 10 Maller Korngeldes von dem Zehnten bis auf Widerruf ihrerseits zu beanspruchen. 1386, am 14. April, schließt Markgraf Bernhard I. von Baden mit Rudolf VII. seinem Bruder, einen Vergleich ab wegen einiger Punkte, über die man sich bei der Teilung der badischen Lande nicht einigen konnte; so soll unter verschiedenem Anderen Bernhard auch die „60 Gulden, welche die Bumirigerin aus Dorf Eckenstein hat“, allein auf sich nehmen, und 1399 ist das Dorf nebst mehreren anderen Dörfern unter dem Namen der Gemahlin Anna von Dettlingen als Wittum angewiesenen Dörfern und Schloßern verzeichnet. Der Neffe des Markgrafen Bernhard I., König Ruprecht, bestätigt dann 1403, daß Anna von Dettlingen, seine, des Königs, Tante, „nach Tode des obgenannten unsers Oheims Marggrave Bernharts die vorgeannten Schlosse und Dörffere mit uren zugehörungen Ir lebtagge nutzen und nießen sol“. Unter diesen „Zugehörungen“ wird Eggenstein abermals besonders angeführt. 1453 flagt Pfalzgraf Friedrich „wegen der Pölle zu Schreck, Eggenheim und Staffart“, und im gleichen Jahre macht Jakob I. von Baden sein Testament, wonach Eggenstein an seinen Sohn, den Markgrafen Georg, kommt. Ferner findet der Ort in diesem Jahrhundert nochmals Erwähnung; denn 1481 hören wir in einer Gottesauer Urkunde wieder von ihm, worin die damals übliche Schreibweise „Eckenstein“ beibehalten ist.

Das „Fahr“ zu Schröck am Rhein, welches eigentlich mehr dem Personenverkehr diente, da seit alten Zeiten ein Haupthandelsweg nicht daraufhin führte, hatten die badischen Markgrafen wiederholt zum Verpachten ausgeschrieben. Allein die wenigsten der Pächter hielten ihre vertragsmäßige Pachtzeit aus, weil eben die geringen Einnahmen mit dem ziemlich erheblichen Pachtzins in gar keinem Einklange standen. So fand sich am 9. Oktober 1486 auch wieder einmal ein Pächter in der Person des Hans Dittmann von Eggenstein, dem die Markgrafen die Pacht auf die Dauer von zehn Jahren verliehen. Aber schon im nächsten Jahre, 1487, legte der Fahrmeister sein Pachtgut nieder und erhielt in dem Knielinger Thomas Beltin einen wackeren Nachfolger.

1535 ist wiederum in einer Gottesauer Urkunde von der „Villa Eckenstein“ die Rede; denn „der groß und klein zehend zu Eckenstein stet dem closter Hohow allein zu“, wie es in dem betreffenden Pergament vermagt.

Bruder Nikolaus Dietz von Etlingen, der unter landesherrlicher Aufsicht stehende Schatzner des Klosters Gottesau, veräußerte 1547, von bitterer Not gedrängt, um 1500 Gulden den

„Altstätten Hof“ an die Gemeinde Eggenstein. Die badischen Markgrafen, besonders Ernst und Karl II., der zum Protestantismus übergetreten war, nahmen sich des völligen Verfalls entgegengehenden Klosters Gottesau an, und Karl II. setzte sich ohne jede Gewaltmaßregel in den ungeteilten Besitz der Abtei. Die dahin bisher abgabepflichtigen Gemeinden, worunter auch Eggenstein, hatten seit Jahren keinen Zehnten mehr entrichtet; deshalb gab ihnen nun der Fürst Gelegenheit, ihren Verpflichtungen auf einmal nachzukommen. Und so löste Eggenstein am 30. Juni 1564 den aus den Erträgen seiner Gemüsegärten stammenden sog. „kleinen Zehnten“ mit 450 Gulden ab.

Das neueste Gedicht.

Von Rolf Gustaf Haebler.

Was wir Zeitgenossen auf dem Gebiet der Malerei erlebt haben, in den letzten zehn Jahren etwa . . . für uns, die wir mit Leib, Thoma und Liebermann aufwuchsen, zunächst unverständlich, den eigenen Schöpfern aber nicht minder unklar, nur irgend wie Wollen und Erleben, tastend in Zukunft — was aber heute bereits, an damals unendlich belächelte Franzosen anknüpfend, fast klassisch erscheint — das wird auch allmählich in der Literatur deutlicher. Umrisse einer Entwicklung nehmen Gestalt an: neue Terminologie klingt an verblühte Ohren (die zu verblühten manchmal Selbstzweck scheint!) Natürlich zunächst und am klarsten als Lyrik. Das Gedicht war in allen Zeiten Barometer für Schwankungen des Geistesdrucks einer Zeit; Gradmesser für Entwicklungen absterbender und aufblühender Kultur. Die Bewegung dieser Erscheinung, die wir heute Expressionismus nennen, setzte bereits vor dem Krieg ein; war in Frankreich mehr denn bei uns Erscheinung und Tat schon gewesen, aus Gründen, die letzten Endes wohl darin liegen, daß französische Literatur weniger konservativ, will heißen bodenständig und erdverwachsen — weniger „Seele“ ist wie die deutsche. In der geistigen Inzucht der Literaturstadt Paris, Sammelboden für Part pour Part von je: hier freilich in einem ganz neuen, entgegengesetzten Sinne wie um 1900 . . . war für eine Literatur, die in ihrer Betonung des Geistigen (nicht Seelischen) ein ganz neues Pathos sucht und findet, günstigerer Boden. In Otto Grautoffs immer noch guter Sammlung „Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich“, Jena 1911 bei Eugen Diederichs, klingen expressionistische Strömungen bereits deutlich an. Bei uns überraschte erstmals der grüne Band „Der Kondor“, Heidelberg 1912, Verlag von Richard Weiskopf, die Welt der Ahnungslosen mit Versen, die sub specie Villanceros, Dehmels und Hofmannstals, aufklingend aus einer Welt sonst impressionistischer und neuromanischer Verse, ihren revolutionären Charakter noch verbargen hinter einer snobhaften Karikatur des Großstadterlebnisses. Der (heute gewandelte) Ernst Bläß bedichtete dort Bars und Asphalt, Else Lasker-Schüler, Ludwig Rubiner, Rene Schickele, Paul Zech sind dort schon in Gemeinschaft zu finden; auch der verstorbene, heute schon wieder vergessene Georg Heym, der Starbes und Wesentliches zu sagen hatte — vor allem aber auch der entscheidendste Lyriker der Früh-Expressionisten, heute in vollem Maße gültig: Franz Werfel. Alles Verse, die man damals mit einzigem Erschauern, aber doch mit Achtung vor etwas der Zeit entgegengesetztem Ursprünglichem las.

Krieg kam; Reimflut milderer literarischer Bedeutung ergoß sich massenhaft und meist miserabel über das deutsche Volk in vielen Versen. Entwicklung ward hier (scheinbar) gestaut; denn die Mentalität dieser Dichter war auf Krieg als vaterländisches Epos nicht eingestimmt; über Vaterland und Volk stand ihnen von je die Menschheit. Kein Wunder (wer die deutsche Zensur kannte), daß diese Harzen vor patriotisch erregter Dessenlichkeit schwiegen. An Stelle der jungen Expressionisten aus guter, häufig jüdischer und noch häufiger großstädtischer Familie trat, im allgemeinen Bewußtsein: Versch, Brügger, Winkler. Freilich; auch diese, wenn schon nicht extrem, nicht grundsätzlich, aber in sehr gutem Sinne weichenhaft, waren auch Expressionisten. Winkler sicherlich in seiner Abart oder Sonderart des Inlandtreifens. Aber immerhin: ihre Lyrik blieb gegenständlich noch gebunden; hatte noch Anschauung, Stoff, war Seele, nicht bloß Geist und Sinnbild. In den letzten Jahren des Krieges dann drang doch allmählich Neues und Neues durch; Kurt Wolffs „Jüngster Tag“ schuf breiteren Boden. Die starke und innerliche Persönlichkeit des Lyrikers Werfel ließ sich, trotz Schubhaft, nicht unterdrücken. Expressionismus ward selbst inmitten des Weltmittlerismus: Tat.

Heute, scheinbar aus dem Boden gestampft, aeshoffen, Pilze nach einem Landregen, gute und glatte, überströmt der Büchermarkt von expressionistischer Lyrik. Die Schleißen der Kriegszeit sind aufgezogen; Zurückgedämmtes, Gestautes aus den Jahren 15—18 rauscht nun, nur schwach durch Papiernot gehemmt, ausdruckfrei, in das breite Tal des Publikums.

Biete stehen entsetzt. Eindruck, erster, ist nicht anders wie vor expressionistischen Zeichnungen und Gemälden: Linien, die keine Anschauung sind, Farben, die nicht Licht sein wollen. Welt ist nicht mehr Eindruck, sondern Ausdruck. Seele ist nichts, Geist alles (Körper war schon im Impressionismus eine Nebensache). Der Ungewohnte wird schon: der kompakte Spießer sagt zu allem: verrückt; der ästhetische Spießer lernt schleunigst um. In Wahr-

heit ist dies alles mutatis mutandis altes Spiel, das wir in unserer (jüngeren) Jugend mit dem Impressionismus, mit Liebermann, Dehmel, Richard Strauß, ältere mit Richard Wagner und Hebbel erlebt haben. Namen wechseln: Realismus, Naturalismus, Neuromanik, Impressionismus, Expressionismus; allemal geschieht etwas, das dem Nebenhergehenden und Nicht-Beobachtenden revolutionär erscheint, in Wahrheit mehr oder weniger rasche Entwicklung mit den notwendigen Extremen ist. Die Revolutionen von gestern sind Selbstverständlichkeiten von heute und Nächstendigkeiten von morgen.

Heute ist, in aller Kunst, Expressionismus Trumpf. Hier ist ein Gipfel der Entwicklung, für uns Deutsche. Groß und hoch für uns, die wir unmittelbar davor stehen; je näher einer ist, um so höher erscheint ihm dieser Gipfel. Ob er tatsächlich alle Höhen überragt, ist eine Frage, die wir in zwanzig Jahren beantworten. Tatsache ist, daß er da ist, wenigstens daß ein Anstieg zu solchem Gipfel da ist. Wege dahin werden heute abgesteckt, durch gute und mittelmäßige Führer. Eine Sammlung solcher Lyriker bietet der „Dresdner Verlag von 1917“ unter der Überschrift: Das neueste Gedicht. Hier sind Namen und Titel: Kurt Voss: Verse vor Tag. Oskar Maria Graf: Die Revolutionäre. Gerhard Nusseger: Ewig Tempel Mensch. Walter Heiner: Insel der Seligen — Die Sklaven. — Heinar Schilling: Die Richtung. — Mensch, Mond, Sterne. Hans Harbed: Revolution. H. Rudolf Feinert: Gott — Mensch, Geburt. Klabund: Die gestohlene Welt. Montezuma. Dietrich: Der Selbstmörder. Der Wölfer. Richard Fischer: Du heilige Erde. Schrei in die Welt. Carl Rolf Volgt: Geballte Fäuste.

Ich empfehle diese Bändchen nicht. Mag sie kaufen wer will; ich wasche meine Hände in Unschuld, wenn sie einem nicht gefallen. Dem aufmerksamen Leser bieten sie sicher eines: einen Einblick in das, scheinbar Verwirrene, das hier wird — und damit doch, in der Liebeshau und kritischen Erkenntnis, eine Linie, die von allgemeiner und gültiger Bedeutung ist. Man legt diese Bändchen von 20—30 Seiten aus der Hand und hat — gar keinen überwältigenden Eindruck, weder vom ganzen, noch geschweige vom einzelnen, denn es ist neben einigem Guten vieles von nur neuester Routine — aber man hat, glaube ich, immerhin eine gewisse Vorstellung von dem, was man unter expressionistischer Lyrik, innerlich und äußerlich, versteht.

Auf drei, vier Punkte von nicht originaler, sondern typischer Bedeutung möchte ich abheben. Auffallend ist, soweit Gegenstand und Anschauung in Frage kommen, der exotische Einschlag. Landschaft ist gerne südlich, Polynesien, mindestens Afrika. Raum ein Empfinden für deutsche Erde. International mehr denn deutsch schon in der Umwelt. Im Sichtbaren — in der Anschauung (die hier freilich nicht mehr Bild, sondern innerster Ausdruck sein will — Symbolik. Meist freilich, bei der durchschnittlichen Belanglosigkeit dieser Talente, prunkende Allegorie). Was alles an sich weder einen Vorzug, noch einen Mangel bedeutet: aber als deutsche Lyrik in solcher Häufigkeit allzu sehr nach Programm oder Draperie schmeckt. Grund dafür liegt in dem Willen des expressionistischen Dichters, seine Ekstasen in die primitive, aber kräftige Farbigkeit südlicher Welt zu legen; dazu starke Betonung des Uebergrenzligen, Kosmischen überhaupt. Das gleiche gilt von der Erotik dieser Gedichte. Revolutionäre Lyrik hat immer starken erotischen Einschlag, der, aus bohemehaftem Untergrund, zur Heiligprechung der Dirne und Bordelle kommt. Jungfrau Maria und die Sünderin Maria Magdalena sind gleiche Größen: Mischung des Heiligen und Erotischen. Alle Wahrheit wird zum Paradoxen emporgesteigert und damit aufgehoben. Darum auch die starke Liebe für Erotisches, das an Entartung grenzt. Man lese etwa unter den angeführten Büchern Klabunds Montezuma. Heilig gesprochener Sadismus wird fast alltägliche Erscheinung. Nicht daneben: weil eben moderne Seele keine Unterschiebe sieht, wenn Erlebnis zum Ausdruck kommt . . . steht religiöse Entfaltung. Man mag kommen und sagen, die Expressionisten spielen mit dem Wort „Gott“ wie ein Kind mit seinem Ball: an der Tatsache, daß in all dieser expressionistischen Lyrik, zwischen seltsamsten Ekstasen, die religiösen eine wesentliche Rolle spielen, ist nicht zu denken. Religion will hier eine zentrale Erscheinung werden; möglich, daß von hier aus bei den ernstesten Dichtern wie Werfel neue Religiosität im Keimen liegt: nach der im tiefsten Grunde wir alle uns sehnen, aus dem Chaos des Christentums eines Weltkrieges zu klarem Bewußtsein erwacht. Denn darum geht es dem Expressionisten ohne Zweifel: um einen neuen Menschen, den er göttlich begriffen haben will. Aus solchen Untergründen stammt auch die Stellung der Expressionisten zu dem sie peinigenden Problem des Krieges. Alle unsere Expressionisten sind Haßer des Krieges. Pazifisten von einer mehr als übernationalen Unbedingtheit. Volk, Nation, Vaterland, Patriotismus: all das sind zu überwindende Dinge. Wahrheit ist Menschheit allein. Bruder Mensch: das ist mehr als nur Gefühl für sie, das ist Tat und Wille. Daß sie, volltätig, Sozialisten, mehr noch: Kommunisten sind, liegt ganz in der Richtung ihrer geistigen und religiösen Entwicklung. Es gibt keinen Expressionismus als Weltanschauung, der nicht das Ungeheure Staat hassen würde. Staat: das ist vielen Teufel und Beelzebub zugleich. Letzter Expressionismus ist Edelanarchismus.

Man erkennt hier tiefste und letzte Zusammenhänge geistiger und persönlicher Natur mit dem, was wir die Geschichte dieser Tage nennen. All das freilich wird in der expressionistischen Lyrik nicht mit glatten deutlichen Worten gesagt. Man muß es, mit dem Instinkt des kritischen Denkers, fühlen, wenn man es

erjagen will. Und erjagen muß man es: denn Expressionismus ist zugleich auch — Bewegung. Kinematopsychologie. Das zeigt sich, rein äußerlich, an der Sprache der Expressionisten. Satz wird aufgelöst; Bild wird hart neben Vision gestellt oder dazu hinaufgehoben. In jedem Wort tobt eine starke absolute Erregung. Körper werden sinnliche Postulate. Gefühl wird Natur. All ist eins. Mensch, Ausdruck. Und zuletzt, allerletzte Steigerung des Expressionisten, Uebersteigerung des Gesteigerten, Entthronung von Bild, Symbol, Idee, Begriff, Gefühl: der Dichter wird Dadaist, will keine Worte mehr, weil sie schon nicht mehr reiner Ausdruck, sondern bereits etwas Intellektuelles sind, weil sie Begriffe enthalten — letzte, allerletzte Ausdrucksmöglichkeit, ursprünglichste und allerendlichste, ist dann nur noch Laut . . . Dadaismus.

O dada bihohu waalamil
Buruhu ojodohi
owamascholabaho
o dada o dadahil

Die Ketterin.

Skizze von Ella Mensch (Berlin).

Wenn er sie im Geiste vor sich sah, so erblickte er auch gleichzeitig den Rahmen, der sich als stimmungsvoller harmonischer Abschluß um diese stolze vornehme Frauenerscheinung legte. Aurelie Söllingen, die sich in den fünf Jahren ihrer Witwenschaft ihr Leben wie ihre Villa am laufenden Elbufer zum Kunstwerk umgeschaffen hatte.

Hauptmann Georg von Weida war gekommen, um ihr den Witwenschleier, den sie wohl auch nur noch symbolisch trug, abzunehmen.

Als er vor Ausbruch des Weltkrieges zum ersten Male in ihren Kreis getreten — es war anläßlich eines Wohltätigkeitsfestes zum Besten des roten Kreuzes — hatte sie, die einem Blumenbazar vorstand, sofort einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Den Orchideenzweig, den er damals bei ihr gekauft, hatte er in seinem Taschenbuch mit ins Feld genommen. Düftere Wochen im Stellungskrieg, die harte Pflichtarbeit während der Waffenstillstandsmonate, waren ihm durch ihre Gaben und Briefsendungen erhellet worden.

Nun endlich, nach dem schwer erkauften Friedensschluß, schien die Zeit gekommen und die Möglichkeit gegeben, den zaghaft aufgegriffenen Glücksfaden weiterzuspinnen.

Immer näher rückte die Stunde der klärenden, befreienden Aussprache für zwei Menschen, die sich in ihren Ansichten und Neigungen so ganz zu begegnen schienen.

Aurelie Söllingen hatte den Hauptmann auf ihre Villa bei Dresden geladen. Auf der Rückreise wollte sie ihn nach Berlin, wo er sein Quartier hatte, begleiten, um dort im Hause ihres Oheims die Verlobung zu feiern.

Es war wie ein stillschweigendes Uebereinkommen.

Und wie Georg von Weida im dichtbesetzten Personenzuge durch die im Sonnenglanz leuchtende Landschaft dahinfuhr, die Ruhen labend auch an den beschreibenen Reizen der vorübergleitenden Wälder und Ortschaften, malte er sich aus, wie schön und frei sich künftighin alles in seinem Leben gestalten würde, nachdem er unbeschädigt aus den Wettern des Krieges zurückgekehrt war.

Wohl bestand zwischen ihm und Aurelie kein unerheblicher Unterschied hinsichtlich der irdischen Besitztüter. Aber das Mehr auf ihrer Seite wurde ausgeglichen durch seinen Namen, seine Stellung. Und überdies gehörte Aurelie ja doch zu der Klasse von Frauen, die im Manne vor allem den Wert des Menschen suchen und erfassen. Frei, gültig, großzügig — das war ihr Wesen.

Mit einer gewissen Inbrunst wiederholte er sich diese drei Worte, in denen all das lag, was ihn gefesselt hatte und ihn für die Dauer seines Lebens beglücken sollte.

* * *

Einige Tage später.

Die Erwartungen hatten sich erfüllt. Georg hatte die Erwählte im Bereich ihres Heims kennen gelernt, in dem sie als königliche Herrin schaltete, und in dem sich mit lautloser vornehmer Selbstverständlichkeit alles nach dem von ihr vorgeschriebenen Takte bewegte.

Aurelie und Georg hatten die feinsten und tiefsten Gespräche miteinander geführt. Denn es gab kein geistiges und künstlerisches Gebiet, auf dem die schöne Frau nicht Orientierungsversuche unternommen hätte.

Zu diesem Zusammensein, bei diesem Gedankenaustausch war es Georg so recht zum Bewußtsein gekommen, was dem Manne im Gewühl des tätigen Lebens so leicht entgehen kann: Daß die Frau von heute Ausflüge und Höhenwege zur Erfüllung ihrer Bestimmung nötig hat. Vor der Kleinlichen, niederzerrenden Alltäglichkeit würde er durch diese Frau bewahrt bleiben!

Und nun sah sie neben ihm, den Kopf anmutig in das Polster des Sitzplatzes gedrückt, während ihre weich behandschuhte Hand ab und zu zärtlich über den Arm ihres selbgranen Begleiters strich.

Regenverwaschen glitt die Landschaft draußen am Zuge vorbei. Jedes Lächeln schien aus ihrem Antlitz weggespült. Aber in den Augen Frau Aureliens glänzte es verheißungsvoll.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unverlangte Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag

Sie waren allein in ihrem Abteil.

Im Nebenküpee sah das „Fräulein“ der gnädigen Frau. Zufällig fing Georg deren Namen auf: Fräulein v. Pöllnitz! In der Elbvilla hatte sie bei Tisch und im Salon so automatenhaft ihre Pflichten erfüllt, daß sie als Persönlichkeit von Georg kaum bemerkt worden war.

In Dresden mußten die Reisenden umsteigen.

Georg von Weida sah, wie das Fräulein sich mit zwei schweren Handtaschen schleppte.

Er sprang hinzu und half ihr.

Als sie dann im anderen Zuge saßen und Weida die Gepäckstücke verstaute, hörte er, wie Aurelie im Gange zu der Stütze sagte:

„Warum sind Sie auch so ungeschickt! Daß sich der Herr Hauptmann noch bemühen muß!“

„Ich konnte doch nichts dafür, gnädige Frau!“

„Nur keine Widerrede! Das gibt's bei mir nicht, wie Sie wissen!“

Und Aurelie betrat das Abteil, wohin Georg vorausgegangen war, schon wieder ganz Goldfeligkeit und disziplinierte Weltbame. Nur eine kleine Unmutssalte über der Nasenwurzel deutete auf den flüchtigen Verger von vorhin.

Verstärkung hatte sich Georgs bemächtigt. War das wirklich die nämliche Stimme gewesen, die er bisher nur in tiefen, schwingenden Mollakkorden vernommen hatte? Ja, sie war es, freilich um eine Terz höher geschraubt. Weida suchte sich zu fassen. Sofort mußte der Richter beseitigt werden.

Fräulein von Pöllnitz hatte in der entgegengesetzten Ecke des Abteils am Fenster Platz genommen.

Mit einem Blick auf sie flüsterte er Aurelie zu:

„Nicht dauern immer diese Wesen in dienender Stellung. Mag ihnen auch manchmal hart ankommen. Dein Fräulein hat sich gewiß auch anders geträumt.“

Erstaunt sah Aurelie den Sprechenden an und gab dann hoheitsvoll zurück: „Dienen ist die Bestimmung für uns alle!“

„Aber es gibt doch darin Unterschiede, liebe Aurelie.“

„Jeder muß sich mit seinem Schicksal abzufinden suchen. Das ist mein Grundsatz. Sentimentalitäten halte ich mir fern.“

Von Weida biß sich auf die Lippen. Es entstand eine Pause im Gespräch.

An die Wagenfenster klatschte der Regen.

Vorbei, vorbei mit aller Schönheit und allem vorgetäuschten Glanz, dachte Georg, trübe vor sich hinstarrend.

Da bemerkte er, daß Fräulein von Pöllnitz sich vergeblich bemühte, das Fenster, durch das Regen und Zugluft drang, zu schließen.

Er kam ihr zu Hilfe, obwohl unwillige Blicke aus Aureliens Augen auf das Fräulein schossen. Es berührte ihn kaum noch. Die Frühstücksstunde nahte heran. Aurelie Söllingen erhob sich und forderte von Weida auf, sie in den Speisewagen zu begleiten. Im Vorübergehen jagte der Hauptmann zu der fröhlichen Begleiterin: „Sie müssen auch etwas genießen, Fräulein, es ist kalt.“

„Haben Sie sich mit nichts versehen?“ forschte mit kaltem Blick die Herrin.

„Nein, gnädige Frau, es war keine Zeit dazu. Aber ich brauche wirklich nichts, wirklich!“ Trotz dieser Versicherung setzte der Hauptmann seinen Willen durch.

„Sie wird zwar“, sagte er sich, „diese Tasse Tee im Speisewagen mit doppelter Unfreundlichkeit büßen müssen. Aber, sie hat sich doch wenigstens erwärmt.“

Aurelie Söllingen suchte von neuem das Gespräch in die ihr zuzugenden und von ihr beherrschten Bahnen zu lenken. Ohne Erfolg. Höflich hörte Georg von Weida zu, aber aus den Neben der noch vor einer Stunde von ihm so angebeteten Frau sprühten keine Lichtfunken zu ihm herüber.

Wie hatte er sich auf seiner Dinsfahrt doch jubelnd zugerufen: Frei — gültig — großzügig!

Nun, das Wort „gültig“ mußte er streichen. Und eine ungültige Frau ist weder wahrhaft frei, noch besitzt sie einen großen Zug.

Der mißhandelten Pöllnitz verdankte er die rechtzeitige Errettung von einer Ehe, die im engen Aneinandergeknüttel sein tagtäglich seinem tiefsten Menschheitsempfinden Stöße versetzt und Niederlagen bereitet haben würde.

Noch in dieser Stunde hätte Aurelie Söllingen sich den Bewerber zurückgewinnen können, wenn es ihr beigefallen wäre, auch nur ein einziges freundliches Wort an die gedrückt und ängstlich dastehende Begleiterin zu richten. Aber in ihrem selbstsicheren Dünkel sprach die schöne reiche Frau ein solches Wort nicht.

Im Anhalter Bahnhof verabschiedete sich Hauptmann von Weida mit stummem Handluch von Aurelie Söllingen.

Daß es ein Abschied für immer gewesen sei, sagte ihr erst der nächste Tag, der ihr statt des erwarteten Besuchs ein schriftliches „Lebewohl“ brachte.

„Ich will uns beide vor einer großen, verhängnisvollen Enttäuschung bewahren, unsere Gefühle gehen zu weit auseinander . . .“ hieß es unter anderem in den Zeilen.

„Lauten!“ rief Aurelie Söllingen mit verächtlichem Zuden der Lippen, als sie gelesen hatte. „Vielleicht will er doch eine Jüngere!“

Inwiefern und womit sie die Entzauberung bewirkt, blieb ihr auf immer verborgen. Denn Selbstkenntnis war der Augen und Weltgewandten versagt.

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten — Für unverlangte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen
Verantwortlicher Leiter: Gustav Reppert. — Druck und Verlag der E. F. Müllerschen Buchhandlung